Das andere Gesicht.

Novelle von [illegible].

Wie in stillen Träumen waren die Monate dahingegangen. Die Gleichmäßigkeit des täglichen Schuldienstes, die häuslichen Arbeiten, Durchsehen von Diktaten, von Aufsätzen, [illegible] [illegible].

Hilde Osten wußte selbst nicht, wie sie heimlich bewegte.

Zu Beginn des neuen Schuljahres war ein junger Lehrer in ihren Kreis eingeführt, der in den Mittelklassen Französisch und Englisch unterrichten sollte.

Als er ihnen damals vorgestellt worden war, hatte die Lehrerin heimlich lächeln müssen. Bisher hatte sie, die kaum ein Jahr erst ihre Stellung innehatte, als die „Jüngste" gegolten, und da kam ein solches Milchgesicht von Mann und sollte ihre Mädels erziehen helfen.

„Er scheint noch nicht ganz trocken hinter den Ohren zu sein," hatte die in ihren Ausdrücken immer derbe Handarbeitslehrerin gemeint; die anderen kicherten.

Und das ist nun ein preußischer Oberlehrer!

Alfred Matthias merkte von alledem nichts, er machte jedem und jeder in dem neuen Kollegenkreis eine kurze, wohlbemessene Verneigung, die mehr Takt als Zurückhaltung ausdrücken mochte.

Und am nächsten Morgen hatte die Arbeit des neuen Schuljahres begonnen.

Hilde Osten, die mit dem Literaturlehrer der ersten Klasse, einem kleinen, wohlbeleibten Herrn und zugleich Vater von drei spindeldürren, hochaufgeschossenen Gymnasiasten, den gleichen Heimweg hatte, tauschte mit ihm über, wie sie es nannten, die „neue Errungenschaft" ihre Bemerkungen aus.

„Passen Sie nur auf, Kleinchen," meinte der immerhin würdige Herr, „der neue Grünbod wird Ihnen bald Augen machen. Wenn ich noch mal so jung wäre, wie der, wahrhaftig, Ihnen machte ich auch den Hof!"

„Herr Professor!"

Hilde Osten errötete.

„Nur nicht gleich böse sein! Er wäre doch der erste nicht, dem Sie gefielen."

Hilde Osten war solche Schmeicheleien von dem übrigens ganz ungefährlichen Begleiter gewöhnt.

Sie sagte nur trocken:

„Da kommt Ihr Sohn."

Der Herr Filius aus der Quarta schien seinen Vater schon eher bemerkt zu haben. Er drückte sich mit eigenartiger, auffallender Geschwindigkeit vor ihnen an den Häusern entlang, als ob ihm im Tornister ein neuer „Vierer" unter der „Lateinischen Arbeit" auf dem Rücken brannte.

Und der Herr Literaturlehrer hatte seine kleine, lauwarme Abkühlung weg.

Hilde Osten hatte in den nächsten Wochen wenig Gelegenheit, mit Matthias zusammenzukommen.

Einmal begegnete sie ihm, als er an der linken Seite des Direktors über den Schulhof ging.

Die beiden Herren grüßten.

Matthias beachtete sie gar nicht.

Hilde Osten überlegte, wie alt er wohl sein mochte. Höchstens fünfundzwanzig, mehr doch bestimmt nicht. Und sie war wenig älter wie zwanzig.

Hilde Ostens Eltern lebten in der Stadt, an deren Höherer Mädchenschule sie als Lehrerin angestellt war. Sie hatte, als einzige Tochtr nicht nötig gehabt, einen Frauenberuf zu ergreifen, und sie war anfangs unwillig gewesen, als sie zu einer Berufsentscheidung gedrängt worden war. Jetzt wußte sie es nicht hoch genug zu schätzen, daß sie in ihrem Handeln selbständig sein konnte, daß sie tun und lassen durfte, was sie wollte, obwohl sie im Elternhause wohnte.

Heiter war das Leben. Und in Fröhlichkeit sollte die Jugend lernen.

Das war ihr Standpunkt.

Daß sie darum bei ihren Zöglingen beliebt war, wußte sie, und sie freute sich dessen.

Bald aber merkte sie, daß sie nicht mehr allein diese backfischhafte Liebe genoß, und der, mit dem sie sich darein teilen mußte, war der neue Oberlehrer.

Tatsächlich, sie wurde ein wenig eifersüchtig auf ihn.

Eines Abends traf sie ihn im Theater während der Pause im Vorraum.

Das Stück natürlich. Sie kamen ins Gespräch. Wie die Schauspielerin die „Iphigenie" spielte. Sie redeten nur davon.

Hilde Osten beobachtete ihn heimlich. Er sprach so natürlich, ohne jede Pose, die sie von dem Literaturlehrer kannte. Und schließlich fand sie, daß er eigentlich recht Gescheites und Schönes sagte.

Und in der zweiten Pause begegneten sie sich wieder, nach der Vorstellung stießen sie vor dem Theater zusammen.

Er ging an ihrer Seite. Er begleitete sie. Und sie hatte es ihm nicht einmal verwehren können, als wenn das alles selbstverständlich wäre.

Hilde Osten wußte genau, daß ihr Direktor jeden Flirt haßte. Sie antwortete wenig.

Ob er gehen solle, fragte er.

Er schien ihre Gedanken erraten zu haben. Da überkam sie ein leichter Trotz.

Nein, er solle sie nur begleiten. Sie freute sich.

Und sie beiden redeten wieder von Herrn Goethe.

Nach diesem Abend hatte Hilde Osten nun gewußt, daß Matthias sich ihr gegenüber freundschaftliche Freiheiten gestatten würde.

Er blieb zurückhaltend und berührte ihr Zusammensein mit keinem Wort.

Es war auch das einzige Mal, wo sie sich getroffen hatten.

Hilde Osten mußte sich gestehen, daß Matthias ihr sympathisch war, der Sympathischste von allen Kollegen.

Sie war sich aber über ihre Empfindungen im unklaren. Sie nannte es Freundschaft, und sie freute sich, in der Art ihrer Lebensauffassung einen Kameraden gefunden zu haben. Und da gönnte sie es ihm, daß ihn seine Schülerinnen anschwärmten und verehrten.

Im Juli fand der alljährliche Schulausflug statt. Es war das einzige Mal, wo alle Lehrer und Schülerinnen in rechter Fröhlichkeit zusammen waren, wo wirklich alle Schranken der Unnahbarkeit fielen.

Und als gegen Abend der blonde Zeichenlehrer, dessen schwärmerische Augen schon öfters auf Hilde Osten in Wohlgefallen geruht hatten, auf dem Klavier einen Straußschen Walzer spielte, da kam Matthias plötzlich zu ihr, verneigte sich keck und forderte sie zum Tanze auf. Die Schülerinnen wirbelten paarweis sich drehend herum.

Hilde Osten war verwirrt.

Nein, sie danke.

Da tanzte Matthias mit der dicken Handarbeitslehrerin zwanzigmal herum und gewann sich deren allerhöchste Gunst, daß sie schließlich erschöpft sagte, er sei ein fescher Kerl. Die Frau Direktor sah sie mit einem etwas bissigen Gesichte an.

Als Hilde Osten zu Hause mit sich allein war, ärgerte sie sich, daß sie so kindisch und so schroff gewesen war.

Wirklich lächerlich hatte sie sich benommen.

Matthias mied sie nun offensichtlich. Er schien beleidigt. Und das tat ihr leid. Sie wünschte eine Gelegenheit herbei, sich mit ihm aussprechen zu können.

Sie litt unter seiner Kälte, seiner Abweisung.

Und dann kamen die Wochen der großen Unruhe.

Ob es Krieg gab?

Man lächelte. Man zweifelte. Man fand kein Ende im Ausspinnen politischer Gedanken. Bis zum letzten Augenblick hoffte man, daß das Unfaßbare noch wie ein Schemen zerrinnen würde, bis die roten Zettel an allen Ecken klebten und ihre dröhnenden Worte hinausschrien, bis die ersten Regimenter mit klingendem Spiel zum Verladen ausrückten.

Als Hilde Osten am Morgen hin zur Schule kam, hieß es, daß Matthias und der Zeichenlehrer Buckhus eingezogen seien.

So sollte sie ihn nicht wiedersehen!

Als sie am Abend allein durch die Stadt ging, wie von ungewisser Neugier getrieben, kam plötzlich ein Soldat auf sie zu und sprach sie an.

Trotz des Ernstes, der sie beseelte, mußte sie auflachen.

Tatsächlich, es war Matthias.

Er trug Uniform, Tressen und Knöpfe eines Feldwebels.

Sie hatte ihn nicht gleich erkannt.

Wie jung, wie unausgeprägt doch seine Züge schienen. Er sah noch jünger aus, als er wirklich war.

Sie gingen miteinander.

Hilde Osten wunderte sich über die Starrheit seines Wesens. Sie wurde nicht klug aus ihm.

Die Stadt wimmelte von Soldaten. Matthias wurde begrüßt und mußte grüßen.

Immer wieder zerriß ihr Gespräch.

Und da bat er sie, sie heimbringen zu dürfen.

Sie nickte.

Sie war beklommen.

Und da ließ sie ihn reden. Und als sie beide vor ihrer Eltern Wohnung standen, wußte Hilde Osten, daß dieser Mann sie liebte. Er sagte es ihr ja, und in seinen Worten lag solche Unbefangenheit, solch stille Fröhlichkeit, daß sie erstaunte.

Ob sie es denn nicht gewußt hätte?

Nein, mit keinem Gedanken habe sie daran gedacht.

„Wirklich nicht?"

Er sagte es in leichter Bitterkeit.

Hilde überlegte.

Freundschaft ja, Liebe nein.

Nein, er sei ihr so jung erschienen. Sie wollte offen sein, sie hätte sich ihren Mann anders gedacht.

Er verstand sie nicht.

Und Hilde mußte an die Stunde denken, wo er vor einem halben Jahre an der Schule eingeführt worden war.

„Er scheint noch nicht ganz trokken hinter den Ohren zu sein!" hatte die Handarbeitslehrerin gesagt.

Sie fühlte, daß sie ihn gekränkt hatte.

Irgendwie wollte sie es gutmachen, ihn trösten.

„Wenn Sie mir einmal schreiben würden?"

Er verstand sie nicht.

„Warum? Nach Ihren Worten."

„Seien Sie mir nicht böse. Wir sind beide noch jung."

„Leben Sie wohl!"

Er ging.

Und als Hilde Osten an ihrem Schreibtisch saß und die Geschehnisse der letzten Stunde noch einmal überdachte, gestand sie sich, daß sie ihn gern hatte.

Wenn er nicht so wenig „Mann" gewesen wäre!

* * *

Matthias war mit seinem Regiment ins Feld gerückt.

Hoch wogte die Flut der Erregung, der Begeisterung, der Vaterlandsliebe durch Deutschland.

Väter, Söhne, Brüder und Geliebte waren hinausgezogen.

Was würden die nächsten Wochen bringen? Sollte das Triumphgeschrei der Feinde wirklich in Erfüllung gehen, konnte Deutschland vom Erdboden getilgt, vernichtet werden?

Langsam sah die junge Lehrerin ein, daß sie den Mann, der in Freimut ihr seine Liebe dargebracht hatte, beleidigt hatte. Warum hatte sie nur von Freundschaft gesprochen, wo aus allen seinen Taten nur heimliche Liebe sprach.

Und doch war es ihr ein Gefühl der Erleichterung, daß sie sich an jenem Augustabend nicht überlegungslos gebunden hatte. Sie war jung. Sie hatte ein reiches, ungekanntes Leben noch vor sich. Niemals hatte sie daran gedacht, allein bleiben zu wollen. Sie war hübsch, sie hatte heißes Blut, sie hatte Lebenslust.

Aber das Bild des Mannes stand anders in ihrer Seele, wie es Matthias, der junge, fröhliche, verkörperte, ernster, gereifter, verinnerlichter.

Sie wußte sich kein Beispiel.

Und sie beruhigte sich. Dort draußen in dem Wirbel des Geschehens würde er diese Enttäuschung, die sie ihm bereitet hatte, schon vergessen.

Wenn er wiederkam, würde er vielleicht selbst die Stunde belächeln.

Wenn er wiederkam!

Da war es. Die neue Sorge, das leise Mitfühlen.

Sie wartete.

Nach Monaten erst erhielt sie einen flüchtigen Kartengruß. Sie hatte schon nicht mehr daran geglaubt, daß er ihr schreiben würde. Sie schrieb nicht wieder. Ein Brief folgte. Er erzählte ihr viel von seinen Erlebnissen, mit einer ruhigen Sachlichkeit, die sie nicht an ihm kannte. Von seinen Kämpfen in Belgien plauderte er; der Einmarsch in feindliches Land, die Eroberung von Namur, die Belagerung von Maubeuge, dann der Abtransport nach dem Osten, die Kämpfe in Ostpreußen, in Polen. Tage der Weltgeschichte erzählte er, die er miterleben durfte.

Hilde Osten wußte nicht, ob er noch Eltern, ob er Geschwister hatte. Schrieb er denen auch so ausführlich?

Sie mußte ihm antworten. Es war leicht, den richtigen Ton zu treffen. Und so plauderte sie von dem Leben in der Heimat, von der Schule, von ihrem Unterrichte, von seinen Schülerinnen. Und von allen bestellte sie Grüße. Sie schrieb ihm einen langen Brief. Sie wollte ihm eine Freude machen.

Matthias hatte auch an andere Grüße gesandt. Man sprach in der Schule davon, man tauschte Berichte aus. Hilde Osten aber erzählte keinem, daß auch sie Nachrichten von ihm erhalten hatte.

Eine heimliche Scheu hielt sie davon ab, als müßte sie dann ein Geheimnis preisgeben, das sie allein besitzen wollte. Nur ihre Eltern wußten von dem neuen Briefwechsel. Warum sollte sie aber nicht mit einem Kollegen Erlebnisse austauschen!

Daheim in Deutschland ging alles seinen ruhigen Gang. Man merkte so wenig von dem Weltkrieg, der doch über deutsches Schicksal für ein Jahrhundert entscheiden würde.

Auf feindlichem Boden standen die Truppen, und man nahm es als Selbstverständlichkeit hin.

Eigentlich, so dachte Hilde Osten, wäre es ganz heilsam, wenn wir die heilige Not der Zeit am eigenen Leibe erfahren möchten. Und doch war es so ein größerer Segen.

Von Matthias bekam sie lange keine Antwort, auch ihre Kollegen nicht, die ihm und dem Zeichenlehrer ein Liebesgabenpaket an die Front gesandt hatten.

Ob ihm etwas geschehen war?

Nein. Man sollte nicht immer gleich die schlimmsten Gedanken hegen.

Viel zu oft dachte Hilde Osten jetzt an den jungen Matthias. Nicht nur um Vergangenes gingen sinnend ihre Gedanken, sie suchte sich öfters klarzumachen, wie er sich wohl seine Zukunft gedacht hatte, wie er sich das Glück, mit ihr verbunden zu sein, ausmalte.

Fast war es doch wie ein schöner Traum, den man wirklich zu erleben und zu genießen wünschte. Aber immer war eine Grenze, ein Endstein, über den hinaus kein Weg zu führen schien.

Und dann wußte sie, was es war.

Es fehlte ihr das große, gläubige Vertrauen des Weibes, daß zu einem Manne emporblicken und ihm hoffend folgen läßt. Wie sollte sich das Matthias jemals erwerben?

Sie sah keinen Weg dahin.

Er schrieb wieder.

So gern und so genau sie alle seine Zeilen studierte, seine Erlebnisse nachzuempfinden versuchte, sie entbehrte doch in seinen Briefen etwas, was er ihr nicht geben wollte, weil sie es ihm verwehrt hatte.

Hatte er wirklich so schnell seine Wünsche aufgegeben?

Nichts konnte sie herauslesen, daß er verlangte, sie wiederzusehen, daß er immer noch die Hoffnung hatte, sie einmal zu besitzen.

Das war bitter.

Aber sie trug doch die Schuld.

Wieder folgten Wochen des Schweigens. Von Tag zu Tag empfand Hilde Osten mehr, daß ihr jetzt etwas fehlte, was sie selbst erschrecken ließ.

Eine Verwundung?

Oder gar der Heldentod in Feindesland, in Polen, vor Warschau? In diesen Tagen durchzitterte ja immer von neuem das Gerücht die Straßen, daß es im Osten scharf vorwärtsging, daß der Fall der polnischen Hauptstadt nur eine Frage der Zeit sein konnte.

Wie, wenn er nun nicht wiederkäme?

Und da bekam sie einen Bescheid von fremder Hand. In Posen war der Brief abgestempelt.

Sie zitterte leicht, als sie mit dem Federmesser den Umschlag des Briefes aufschnitt.

Matthias lag an Typhus erkrankt im Lazarett. Er selbst habe die Pflegerin gebeten, an sie einige Zeilen zu richten, nur seinen Namen hatte er daruntergesetzt.

Wie müde und unbeholfen seine Handschrift schien.

Hilde Osten überlegte, was sie tun sollte. Sie als Fremde konnte doch nicht zu ihm reisen und ihn besuchen.

Sie wollte ihn irgendwie erfreuen. Sie schickte ihm ihr Bild, und auf die Rückseite des Kartons schrieb sie „in Freundschaft".

Beinahe hätte sie geschrieben „in Liebe"!

Aber das ging doch nicht.

So war der Februar bald vergangen. Ueber ein halbes Jahr hielt dieser furchtbare Krieg schon an, der nach Ansicht militärischer Fachleute in Wochen hatte entschieden sein sollen. So groß schien allen das Gemetzel durch die modernen Feuerwaffen.

Noch einmal schrieb die Krankenschwester, daß es dem Oberlehrer besser ginge, daß er in kurzer Zeit zur Erholung heimkommen würde.

Die schien zu denken, daß sie des Kranken Verlobte sei.

Und als Matthias kam, ging Hilde Osten zum Bahnhof.

Das war doch selbstverständlich. Er würde es auch nicht anders erwarten.

Sie war allein.

Keiner seiner Freunde wußte wohl um sein Kommen.

Sie sah ihn am Wagenfenster stehen. Er hatte sie gleich entdeckt, grüßte.

Die Freude über ihr Kommen ließ ihn leicht erröten.

Sie standen sich gegenüber. Er war blaß, abgemagert, müde, ein wenig gebeugt.

Sie sahen sich lange prüfend an.

Und wie ein jähes Erkennen überflutete es sie.

Sie las mehr aus seinen Zügen, als Matthias ahnen konnte.

Wie ein anderes, fremdes und doch wohlvertrautes Gesicht erschien ihr sein Antlitz. Gewiß hatte die furchtbare Krankheit mit ihren unsäglichen Leiden es altern lassen.

Das war es nicht.

Hier sah sie einen Ernst, eine Reife des Willens, wie sie nur eins so schnell schaffen konnte: der Krieg.

Das andere Gesicht!

Ein sonderbarer Gedanke.

Und Hilde Osten fühlte instinktiv, daß sie plötzlich das größte Problem dieses Krieges erfaßt und durchdacht hatte.

Wenn er ihr immer jugendlich, unfertig erschienen war, hier stand ein Mann vor ihr, ein ganzer, ein reifer Mann.

Sie gingen zusammen. Sie plauderten — Matthias hatte seine Lebensfreude nicht verloren.

Und wieder erzählte er. Wie schwer die Wochen seiner Krankheit gewesen waren. Gott sei Dank, sie waren überwunden. Nun würde die Zeit des Gesundens kommen. Bald, bald würd er wieder der alte sein.

Sie lächelte.

Und dann fragte sie, warum er denn keinem außer ihr geschrieben habe, daß er heimkommen würde?

Er sah sie an.

Warum?

Ja?

Weil er gehofft habe, daß sie kommen würde, sie zu ihm.

Und?

Daß sie gutmachen würde, was sie an ihm gefehlt habe!

Ob er das wirklich glaube?

Er wisse es.

Und da gab er ihr die Hand.

Wortlos gingen sie beide ihrem Elternhause zu.

— Anfang. Millionär: Hat dir der Baron seine Liebe gestanden? Tochter: Vorläufig seine Schulden.

Die Unterirdischen.

Von [illegible].

Kalt und scharf warf der Mond sein Licht auf die Ebene zwischen Freund und Feind. Nur für Augenblicke, wenn die Schatten der ziehenden Wolken gleich riesigen schwarzen Spinnen über den Boden krochen, tauchte der silberglänzende Kirchturm des vor uns liegenden Dorfes in Nacht unter. Erst bis Mitternacht mußten wir im Schutz eines Wäldchens warten, ehe die große Wolkenwand heraufgekommen war, in deren Schatten wir ungesehen unsere Posten im ersten Haus des Dorfes beziehen konnten. Der bisherige Wachhabende gab mir einige Erklärungen, sagte, daß sich oben im Haus ein Beobachtungsposten befände, und daß wir uns bei eintretendem Granatfeuer in einen tiefen Keller, dessen Eingang auf dem Hofe gelegen sei, zurückziehen könnten; nur ein paar Frauen seien darin. Dann nahm er Abschied, und ich trat meinen Posten an. Das heißt, zunächst suchte ich die angenehmste Schlafstelle für uns aus. In der großen, nach der Straße gelegenen Stube hatten die früheren Posten bereits eine Lagerstatt hergerichtet, indem sie die reich geschnitzten Möbel beiseite geschoben und alles, was sie an Bettstücken auftreiben konnten, auf dem Fußboden ausgebreitet hatten. Die Rolläden vor den Fenstern waren nach einem für das ganze Dorf geltenden Befehl herabgelassen nur durch einen schmalen Schlitz funkelte ein blanker Strahl herein. Als ich müde auf meinem Platz unterm Fenster lag, fiel der Strahl gerade auf ein vergoldetes Herz, das mit der Umschrift „Gott ist die Liebe" in kostbarem Rahmen auf dem großen Speiseschrank stand. „Gott ist die Liebe" — das goldene Wort und das goldene Herz leuchteten im dunkeln Raum und leuchteten mir trotz des Gewehrfeuers der im Vorgelände streifenden nächtlichen Schleichposten in einen ruhigen Traum hinüber.

Früh am Morgen durchsuchte ich, einem Befehl entsprechend, das Haus nach etwa versteckten männlichen Bewohnern. Aber alles war leer und verlassen in den reich ausgestatteten Räumen; die großen Spiegelwände in den Schlafzimmern warfen kalt und starr das Bild der aller Matratzen beraubten, kahlen Betten und der offenstehenden Schränke zurück. Ein Kinderbettchen nur stand unberührt. Ein blauer Seidenhimmel spannte sich darüber, eine blondlockige Puppe mit Schlafaugen lag auf der gestickten Decke.

Auf dem Dachboden lehnte eine Leiter am Schornstein. Unmittelbar unterm Dach war ein einfacher Boden aus Brettern eingebaut, den man von der Leiter aus erreichen konnte. Das war der Beobachtungsposten. Da er noch unbesetzt war, klomm ich die Leiter hinauf und konnte nun, auf dem Holzboden stehend, den Kopf ins Freie stecken, da einige Pfannen abgedeckt waren. Gegen den Feind hin war ich durch den breiten Schornstein vollkommen gedeckt. In Augenhöhe waren einige Steine aus der Schornsteinwand geschlagen, gerade genug, um ein Fernglas bequem hineinhalten zu können.

Da sah ich die lange Linie der feindlichen Stellung, die dünnen, hintereinanderliegenden Striche der Schützengräben, die Mauern und Türme der feindlichen Stadt und darüber die wuchtige, plumpe Macht der gewaltigen Kathedrale.

Es war früh. Letzte Morgennebel wehten blaß übers Feld; hinter rotdurchglühten Wolken tauchte die große Scheibe der Herbstsonne feuerfarben empor. Auf den Höhen lag goldener Schein, und die Wälder standen mit gelbrot leuchtenden Wipfeln und blauen Schattenrändern wie dunkel gefaßte Blumenbeete in der weiten Landschaft.

Sonntagsstille! — Sonntag? Ich rechnete nach — es war wieder einmal Sonntag.

Unter mir lag das Dorf totenstill. Kein Haus, das nicht zerschossen war. Der kleine Kirchturm neigte die schwere Schieferhaube müde vornüber; genau die Hälfte der stützenden Mauer war niedergestürzt und hatte die Glocke mitgerissen. Aber zwischen den Häusern leuchtete es überall in bunter Fülle, glühte und blühte es aus ungepflegten Gärten in üppigen Farben auf. Herbstleuchten — das letzte Aufflammen vorm Sterben!

Vorn knatterten ein paar Schüsse: das gewohnte Tagewerk fing an. Rechts vom Dorf begann unsere Artillerie zu reden; weiß standen die Wölkchen der berstenden Schrapnells über der feindlichen Stellung, und die schwarzen, von der Erde aufschießenden Rauchmassen verrieten die Tätigkeit der Schleuderbomben. Die unmittelbar neben unserm Haus stehende Feldbatterie verhielt sich noch ruhig; sie wollte nicht ihre Stellung verraten. Aber daß der Feind sie gesucht hatte, zeigten die ins Haus gefahrenen schweren Granaten und die neben und hinter der Batterie in den Kalkboden gerissenen Löcher. Wenn es losging, wurde es Zeit, sich in den Keller zurückzuziehen.

Da fiel mir ein, daß ja unterm Hof noch ein Keller sein sollte, in dem die Frauen wohnten. Ich stieg hinab und fand den Eingang, der [illegible] mit Tüchern verhängt war. Etwa vierzig Stufen führten hinunter in einen langgestreckten Raum, in dessen hinterem Winkel ein trübes Lämpchen brannte. Ein dürftiges Bettzeug war auf den feuchten Steinen ausgebreitet, und zwei Frauen erhoben sich erschrocken, als der Schein meiner Taschenlaterne sie streifte.

Aengstlich starrten sie mir entgegen. Die jüngere, blaß und verweint, [illegible] nach einem Bettstück, auf dem ein etwa siebenjähriges Mädchen lag; die ältere faßte sich rasch und kam mir mit unterwürfiger Freundlichkeit entgegen, die mich unwillkürlich abstieß. Ich erfuhr von ihr, daß es Großmutter, Mutter und Kind waren, die hier hausten. Als Besitzer des Hauses wohnten sie in diesem elenden, dumpfigen Winkel. Warum blieben sie nicht in den herrlichen Zimmern oben? Es waren ein Beobachtungs- und ein Infanterieposten im Haus untergebracht, aber es blieb Platz genug oben. Warum also? Was fürchteten sie?

O, die Soldaten nicht, aber die Kanonen!

Sie hatten eine schreckliche Angst vor den Granaten — nicht vor den Eisenstücken, aber der Knall! Das ewige Getöse hatte die Nerven der jungen Frau und des Kindes zerstört. Sie trauten sich nicht mehr hinauf in die schreckliche Welt dort oben. Dazu die Angst um den Mann, der irgendwo kämpfte, ohne eine Nachricht senden zu können.

So blieben sie mit ihrem Jammer unten. Nur die Alte stieg hin und wieder hinauf, um für Nahrung zu sorgen. Teils bekam sie Brot von unseren Soldaten, teils bereiteten sie sich aus Weizenkörnern ihr Essen.

Warum zogen sie nicht fort? Es waren doch wohlhabende Leute!

Ja, wohin sollten sie? Den Weg nach Frankreich hinein sperrten unsere Schützengräben. Und rückwärts? Wohin? Sie waren krank und müde — lieber dableiben, so waren sie doch zu Haus.

Ich brachte ihnen alles Brot hinunter, das wir irgend entbehren konnten. Die junge Frau dankte wortlos, die Alte erging sich in einem endlosen Wortschwall mit widerlicher Unterwürfigkeit.

Wie verschieden doch das Unglück wirkt! Die junge Frau, krank und in steter Sorge um Kind und Mann, schien im Elend emporgehoben; aus dem Leid wuchs ihr die innere Größe, es würdig zu tragen. Bei der Alten hatte es nur niedrige Regungen geweckt.

Als ich dem Kinde Keks und Schokolade gab, den ganzen Inhalt des gestern erhaltenen Päckchens, faßte die junge Frau Zutrauen.

Sechsunddreißig Tage und sechsunddreißig Nächte hatten sie schon im Keller verbracht. O — es war schrecklich und kein Ende abzusehen! Und das arme Kind wurde täglich schmaler und blasser.

„Es muß hinauf in die Sonne," sagte ich. Sie schüttelte den Kopf: es fehlte ihm nur der Vater, davon war es krank geworden.

Währenddes pflückte die Alte die Körner aus einer Weizengarbe, mahlte sie in einer Kaffeemühle und machte dann auf einem Backsteinherd Feuer an, auf dem sie mit Hilfe eines alten, rostigen Eisens aus dem gewonnen Mehl Waffeln backte. Ich mußte kosten, sie schmeckten, wenn auch ohne Salz und Butter gebacken, doch nicht übel. Von dieser Speise hatten sie sich in der Hauptsache ernährt.

Draußen streute die warme Sonne ihr Gold in den verwilderten Garten. Die Rosenbüsche standen noch in voller Blüte, wilde Herbstblumen leuchteten überall auf.

Vor unserer Front war es still. Da gelang es mir, Mutter und Kind zu bewegen, einen Augenblick ins Freie zu kommen. Aber sie sahen weder Sonnenschein noch Blüten, die zerschossenen Mauern ängstigten sie.

Da heulte von drüben langsam eine schwere Granate auf und fuhr pfauchend weit über uns hin, so weit, daß wir ihr Platzen nicht mehr hörten. Aber unsere unmittelbar am Garten stehende Feldbatterie mußte die Abschußstelle entdeckt haben. Plötzlich begann ein Schnellfeuer aus allen Geschützen, ein ohrenbetäubender, scharfer Knall, Schlag auf Schlag. Mit einem wahnsinnigen Schrei stürzten Mutter und Kind wieder hinunter.

Die am runden Gartentisch kartenspielende Wachmannschaft horchte nur flüchtig auf: „Zugang oder Abgang?" Einer stellte fest: „Abgang," und befriedigt spielte man weiter.

Als ich nachmittags noch einmal das Haus durchsuchte, fiel mir die Puppe in dem seidenen Himmelbettchen wieder in die Augen. Heimlich steckte ich sie unter den Waffenrock — heimlich, denn ich schämte mich einer plötzlichen Regung.

Die Kleine im Keller, der ich sie brachte, griff mit einem lauten Schrei nach ihrem Kleinod, aber diesmal war's ein Freudenschrei.

Wunderliches Herz, dachte ich, als ich langsam die 40 Stufen wieder hinaufstieg, was brauchtest du dich eigentlich zu schämen? Oft versteht man sich selbst nicht mehr in diesem schrecklichen Krieg.

Schroffe Gegensätze.

Die Töchter Rennenkampfs und ihre Wohltäter.

Der Ausbruch des Krieges hatte viele Tausende von Russen, die sich in jenen Tagen in Berlin aufhielten, peinlichst überrascht. Kein Mensch wollte Papiergeld annehmen. Da befanden sich die meisten Russen, die ihre Taschen wohl mit russischem Papiergeld angefüllt hatten, in einer nicht beneidenswerten Lage. Ungeheure Aufregung herrschte besonders in den Hotels, aber während das deutsche Publikum in Paris und Petersburg beim Ausbruch des Krieges in unerhörter Weise beschimpft und mißhandelt wurde, fanden die Russen in den Hotels doch von den Deutschen, die ihr Menschentum selbst ihren Feinden gegenüber nie verleugnen, bereitwillige Hilfe.

Einen besonders bedauernswürdigen Eindruck machten zwei junge Russinnen, die voller Verzweiflung weinend im Vestibül des Berliner Monopol-Hotels waren. Sie erzählten, daß sie sich in bitterster Not befänden, daß es ihnen nicht möglich gewesen war, ihr russisches Papiergeld einzuwechseln, und äußerten Selbstmordgedanken. Da erboten sich zwei deutsche Industrielle, den russischen Damen mit einer größeren Summe solange auszuhelfen, bis es den Russinnen möglich wäre, ihr Geld einzuwechseln. Die beiden Russinnen nahmen die Hilfe an, die deutschen Herren brachten die Damen für einige Tage bei ihnen bekannten deutschen Familien unter. Die beiden Russinnen waren die Töchter Rennenkampfs. Nach einiger Zeit erhielten die beiden Industriellen ein Schreiben von den Töchtern des Generals Rennenkampf, worin sie sich wegen der ihnen erwiesenen Hilfe auf das wärmste bedankten. Gleichzeitig schickten sie durch Vermittlung einer schwedischen Adresse die Summe zurück. Im völligen Gegensatz zu diesem liebenswürdigen Entgegenkommen deutscher Barbaren steht die Behandlung, die nahe Verwandte des einen der beiden Herren bei der russischen Invasion in Insterburg durch den General Rennenkampf erlitten hatten. Ein Schwager des einen der beiden Industriellen gehörte zu den Förstern, die auf Befehl Rennenkampfs ohne jedes Verhör in der Nähe von Insterburg erschossen wurden. Der Vertreter der Firma dieser Herren, der Rußland bereiste, wurde in Riga verhaftet und ins östlichste Sibirien als Gefangener verschickt. Die Fabrikanlagen, die die Firma in Petersburg besaß, wurden vom aufgehetzten russischen Pöbel demoliert. Eine andere Verwandte der beiden Herren mußte zusehen, wie ihr Mann auf ihrem Gute bei Lyck wegen einer geradezu lächerlich geringfügigen Anschuldigung von Kosaken niedergestochen wurde.

Die Gegenüberstellung dieser Tatsachen gibt ein Bild von den russischen Kulturträgern und den deutschen Barbaren.

Soldatenknochen für Pulver.

Die zahlreichen Munitionssendungen, die Japan dem schwer bedrängten und von aller Zufuhr abgeschnittenen Zarenreiche zukommen läßt, dürften wohl nicht von allen Russen mit ungetrübten Empfindungen aufgenommen werden. Denn es sind erst einige Jahre her, daß die „Nowoje Wremja" einen erregten Artikel über den unwürdigen Handel brachte, der von den Chinesen mit den Gebeinen der im russisch-japanischen Kriege gefallenen und in der Mandschurei beigesetzten russischen Soldaten zu Gunsten Japans getrieben wurde. Die Japaner bedurften nämlich zur Herstellung eines besonders wirksamen Explosivstoffes menschlicher und tierischer Knochen, und da sie aus eigenen Mitteln den Bedürfnissen ihrer Industrie nicht zu genügen vermochten, so hatten sie sich an die Chinesen gewandt, um durch deren Vermittlung die Gebeine der in der Mandschurei beerdigten russischen Soldaten zu erhalten. Da die Japaner den Zentner solcher Knochen mit etwa drei Mark bezahlten, so scheuten sich die Chinesen nicht, das aussichtsreiche Geschäft zu machen, und durchwühlten die russischen Kriegergräber nach dem gewinnbringenden Knochenmaterial. Die Gräber, in denen Japaner oder Japaner und Russen gemeinsam beigesetzt waren, ließen sie dagegen unberührt. Auf diese Weise beziehen die Russen aus Japan eine Munition, deren Sprengfüllung zum Teil aus Knochenmehl besteht, und ihre Soldaten sehen sich in die grausige Notwendigkeit versetzt, Geschosse zu verfeuern, die durch Schändung derer entstanden sind, die vor einem Jahrzehnt für den Zaren und das russische Vaterland im fernen Osten fielen.

Uebrigens sind auch die Russen selbst nicht viel anders mit den Ueberresten ihrer gefallenen Feinde umgegangen. Es war vor etwa zwanzig Jahren, als sie die englischen und französischen Kriegergräber in der Krim öffneten, und ihren Inhalt zu hohem Preise an Knochenmühlen verkauften. Erst durch die entschiedensten diplomatischen Vorstellungen Englands und Frankreichs wurde diesem nichtswürdigen Handel damals ein Ende bereitet.